

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 33 (1943)  
**Heft:** 27

**Artikel:** Wie einer das Dichten verlernte  
**Autor:** Burckhardt, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643847>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wie einer das Dichten verlernte

von Rudolf Burckhardt

Fritz Ohnesorg war Lehrerseminarist im letzten Schuljahr. Er war stets ein braver Junge und fleissiger Schüler gewesen, ein wenig eitel und ideal angehaucht; aber so was gibt sich mit den Jahren. Auch galt er nicht mit Unrecht bei den Kameraden als Streber; doch was schadet das? Wenn der Mensch irrt, solange er strebt, so gleicht sich dieser Fehler, mindestens bei einem sonst tüchtigen Lebensrekruten, aus durch die Kehrseite des Sinnspruches: «Es strebt der Mensch, solange er irrt.» Mit Fehlerlosen ist am allerwenigsten etwas anzufangen.

Fritz war eine ausgesprochen poetische Natur. Er zeigte grosse Liebe zur Dichtkunst im allgemeinen und für das, was er stolz seine Gedichte nannte, im besondern. Das Verseschmieden machte ihm gar keine Mühe. Schon in seinen Schulaufsätzen kamen ihm Reime und Alliterationen nur so zugeflogen wie zahme Tauben. Leider hatte sein Deutschlehrer selber eine Schwäche für derartige in die Prosa eingeschwärmte Lautkünsteleien; darum, statt Fritz das nach den Wolken offenstehende Guckfensterchen vor der Nase zuzuschliessen, ermunterte er ihn noch, diese Gabe auszubilden.

Den Inhalt von Fritzens auf Versfüssen davonlaufenden Ergüssen bildeten meist Selbstbespiegelungen, Naturbetrachtungen, pädagogische Lehrgedichte; doch wagte er sich auch in die höhere Region erdichteter Liebe. Suse nannte er die ihm unbekannte Schöne, weil sich ihr Name so glücklich auf Muse reimte. Zwischenhinein bimmelte wohl auch eine zweite Glocke: Klärchen — im Märchen. Ein ganzes Bändchen aus weissem Schreibpapier, in Leder gebunden und Gold geschnitten, hatte er schon voll kalligraphiert. Er gab ihm, ohne die Ironie zu spüren, den Titel Seelengymnastik. Einen grossen Vorzug hatten seine Sächelchen vor manchem anerkannten Dichtwerk: glattes Versmass und reine Reime. Mit nicht geringem Stolz strich er mit dem stets bereitgehaltenem Rotstift alle Unebenheiten in den deutschen Klassikern an. Besonders Schiller konnte er seine schwäbischen Reime nicht verzeihen. Aber er hätte sein ganzes Bändchen hergegeben, wenn ihm die Ehre geworden wäre, die seinem Klassen-genossen Albert zugedacht war; von dem war nämlich ein — nach Fritzens Urteil gar nicht besonderes — Gedicht im Lokalblatt erschienen, «und noch mit vollem Namen», neidete Fritz.

Wenn er mit seinen Versifikationen in der Stille seiner Klausur geblieben wäre und sich privatim damit verlustigt hätte! Aber das war es eben: Jeder Dichter hat seine Sendung, und nur Minderwertigkeiten den Beruf, im Verborgenen zu bleiben. Zwar bei den Kameraden fand er wenig Verständnis für den Hochflug seiner Gedanken, und als er einmal dem Vater eins seiner literarischen Brötchen frisch aus dem Ofen vorsetzte, sah ihn der nur gross an und sagte: «Lieber nicht!» Dieses bündige Urteil des einfachen Mannes mit seinem klaren Verstand und warmen Gemüt wurmte den Jungen mehr als er sich eingestehen wollte. So hielt er sich künftig an die weiblichen Familienglieder; Grossmutter, Mutter und namentlich die jüngeren Schwestern waren dankbare Zuhörerinnen.

Hatte Fritz schon früher bemerkt, wie die Klassen-genossen über ihn witzelten, so brach ihr Spott auf einem Bummel vollends durch. Fritz hatte das Missgeschick, mitten im Wald von seiner Dichterstimmung ergriffen zu werden. Da rief er aus: «Papier her! es kommt über mich!» Statt des erwünschten Papierblocks war die Antwort auf diesen absichtlich missverstandenen Ausruf ein dröhnendes Gelächter. Fortan war der arme Schelm vor ihrem Hohn nie sicher.

Aber Spott ist ein schlechter Erzieher. Das wusste Albert, der beste aus der Klasse und Fritzens aufrichtiger Freund, wohl. Um ihm von seinem Dichtergaul zu helfen und ihn auf eigene Füsse zu stellen, schrieb er eines Tages folgenden Brief an ihn: »Lieber Freund, Du dauerst mich in Deiner Hilflosgkeit. Nimm mir's nicht übel, wenn ich ein offenes Wort an Dich richte. Und weil es Dinge gibt, über die man besser schreiben als reden kann, wähle ich diesen Weg, und zwar die Dir geläufige poetische Form:

Wenn einer will ein Dichter werden,  
so macht er sich unnütz Beschwerden;  
im Dichterwald er sich verirrt.  
Von selbst der wahre Dichter wird.  
Mit Müh mag ein Gedicht man machen  
wie etwa andre schöne Sachen;  
nur bleibt man in dem Alltag stecken,  
mag man sich auch nach oben recken;  
man bleibt zu sehr am Stoffe kleben,  
und so gerät das Ding daneben.  
Weisst, was du bist? Ein Verseschmied;  
wie Töpfe stellst du Lied bei Lied.  
Beut sich dir gar ein glatter Reim,  
gehst du ihm sicher auf den Leim.  
Wem imponiert das Reimgelichter,  
der wird sein Leben lang kein Dichter.  
Wird ein Gedanke ihm geschenkt,  
vielleicht ohn' dass er's selber denkt:  
bis auf Versfüss er ihn gestellt,  
fliegt er hinaus in alle Welt;  
hebt man ihn aber gar auf Stelzen,  
zieht vor er, sich im Staub zu wälzen.  
Du bist ein Dichter nur auf Borg,  
mein guter Friederich Ohnesorg.  
weil dir das Dichten geht zu ring,  
so bist du bloss ein Dichterling.  
Erst musst du mit dem Leben ringen,  
eh du das Leben kannst besingen,  
und siehe da, du merkst es kaum,  
wird Wirklichkeit, was nur ein Traum.

Nun noch ein guter Rat in Prosa: Versuch einmal etwas, was wirklich aus Deinem Erleben stammt und Du nicht aus fremder Ideenwelt übernommen hast, meinestwegen in gebundener Rede, zu gestalten.

Und jetzt, mein lieber Fritz, geh mit meinen Versen, den bösen, und Deinen, den gut scheinenden, in die Stille und dann mit der neu gewonnenen Erkenntnis in das Leben hinaus. Es wird uns beide riebeln und zwiebeln, bis es etwas Rechtschaffenes aus uns gemacht hat.

Dein besserer Freund, als es den Anschein hat  
Albert.

Das erste, was unser arg zerzauster Held über diese Zurechtweisung empfand, war ein mächtiger Zorn. Der «numidische Leu» schüttelte seine Mähne. Allein mit solchem Zorn ist es ein eigen Ding: er hilft uns wohl, den auf der Oberfläche des Gemütes brodelnden Aerger wegzuschwemmen; aber wenn ein Erlebnis in der Tiefe verarbeitet werden soll, müssen wir bei unserm grössten Feind, dem eigenen Ich, Einkehr halten. So vermied es Fritz zunächst aus einem gewissen Schamgefühl, mit seinem unbequemen Warner zusammenzukommen, doch erkannte er nach und nach, dass Albert so unrecht nicht hatte.

Bald führte das Leben die Freunde auseinander. Albert hörte drei Jahre lang von Fritz nichts mehr. Dann erhielt jener von diesem einen Brief:

Lieber Albert! Recht hast Du gehabt, und darum will ich nicht länger zögern, Dir auch recht zu geben. Was Du mich vor unserm Seminaustritt gelehrt hast, das Leben hat es bestätigt. Die Beschäftigung mit der Natur, das Studium von Dichtwerken, die diesen Namen verdienen, namentlich aber der Umgang mit meinen Schülern, die mich des Kinderfreundes Claudius Weg wiesen: «Lass mich einfältig werden und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein», waren meine Wohltäter. Von ihnen habe ich es «eingesehen bekommen», wie jener gesagt hat, dass ich zum Schulmeister besser taugte als zum Dichter. Das alte Bibelwort, dass das Dichten der Herzen böse ist immerdar, hat sich an mir bewährt. Zwar hatte ich auch später hin und wieder einen Anfall der alten Dichteritis; aber nun bin ich frei davon und habe mich der Verskunst ergeben.

An dem Genesungsprozess ist mitschuld eine liebe Braut. Statt der Muse Suse und dem Märchen-Klärchen ist mir ein Kätterli, nicht von ungefähr, sondern von oben her (verzeih den Rückfall ins Reimen!) zugeführt worden, das mit seinem unverbildeten Wesen Dein einstiges gutes Werk an mir vollendet hat. Wenn Du Deine Miterzieherin kennen lernen willst, so komm in drei Wochen an unsere Hochzeit. Dein Fritz.

Albert liess sich gerne laden, und das Hochzeitspoem auf seinen von der Poeterei geheilten Freund soll nach dem Urteil aller Gäste des Witzes nicht entbehrt und den Bräutigam hoch erfreut haben.